

So war mein Vater

Autor(en): **Tobler, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **265 (1986)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-376581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So war mein Vater

Von Ernst Tobler, Wolfhalden

Wenn über den Sommer auf unseren Wiesen viel Gras gewachsen war, reichte das eingebrachte Heu und Emd den Winter hindurch nicht nur für zwei Kühe, die wir in der Regel hielten, sondern noch für ein Rind, das wir jeweils auf dem Herbstmarkt im Rheintal kauften. Wir fuhren mit dem Postauto dorthin; den Heimweg aber legten wir zu Fuss zurück, weil wir das Rind vor uns hertreiben mussten.

Auf dem Marktplatz, wo Kühe und Rinder zum Verkauf angeboten wurden, fiel dem Vater einmal ein braunhaariges, feingegliedertes Rind auf, neben dem ein einfacher, ärmlicher Bauer stand, der es mit viel Liebe aufgezogen hatte, und nun aus finanziellen Gründen gezwungen war, es zu verkaufen. Ich war von dem zierlichen Tier sofort entzückt, ja, sogar in dieses verliebt, weil es mich mit mildem, treuem Blick aus seinen braunen, grossen Augen so vertraulich anschaute, als ob es mit mir sprechen wollte. Vater fing mit dem Kleinbauern, Johannes Frei, an zu plaudern, der das Tier in den höchsten Tönen rühmte und besonders betonte, dass es von einer Kuh abstamme, die jedes Jahr an der Viehschau eine der schönsten gewesen sei. Es war gut gebaut, hatte glatte, glänzende Haare, was bekanntlich ein Zeichen strotzender Gesundheit ist.

«Was verlangt Ihr für das Rindlein?» fragte Vater den Bauern, der diesem nochmals zärtlich den schnurgeraden Rücken streichelte und tätschelte.

«250 Franken muss ich mindestens dafür haben», antwortete er entschlossen, «es ist ein prächtiges Tier und wird einmal viel wert sein.»

«Ich bin kein Viehhändler, der auf den Preis drückt», bemerkte Vater, «für ein wertvolles Tier zahle ich gut.»

Nachdem beide gehandelt hatten und der Verkäufer das Rind fortwährend rühmte, zahlte Vater dem Kleinbauern das Geld in die Hand, worauf er es in die Brieftasche steckte,

ohne es nachgezählt zu haben. Ich schaute dabei zu und glaubte festgestellt zu haben, dass Vater sich um zwanzig Franken verzählt hatte, wollte dies aber in Anwesenheit des andern nicht verraten, da am Ende ich mich geirrt haben konnte. Nachdem Frei uns viel Glück für das Rind gewünscht hatte, verabschiedeten wir uns von ihm, und er schaute dem Tier traurig und mit Tränen in den Augen lange nach, weil es ihm schwer fiel, sich von ihm zu trennen.

Auf dem Heimweg kehrten wir in einem Restaurant ein. Das Rind hatten wir an einen Lattenzaun neben der angrenzenden Wiese gebunden.

Wir stärkten uns mit einer Portion Käse und einem Schluck Rotwein, da wir noch einen weiten Weg zurückzulegen hatten. Als



Vater den Geldbeutel öffnete, um die Zeche zu bezahlen, fragte ich ihn, ob er wisse, wieviel Geld er mitgenommen habe.

«Wieso fragst du so etwas?» entgegnete er verduzt, «natürlich weiss ich es, und zwar auf den Franken genau.»

«Hast du dich beim Handel nicht verzählt?» fragte ich ihn zaghaft, «ich meine . . . man darf doch fragen . . .»

Vater fing nervös an im Geldbeutel zu grübeln und nachzuzählen, und hierauf entgegnete er mit erschrockenem Gesicht: «Hast am Ende recht. Ich habe dem Bäuerlein zwanzig Franken zu wenig gegeben. Jetzt hält er mich für einen Schwindler.»

«Das kannst du gut machen, wenn du wirklich davon überzeugt bist», versuchte ich Vater zu beruhigen, der ein Gesicht schnitt, als wäre er bei einem Verbrechen ertappt worden.

«Es muss sofort in Ordnung gebracht werden, wenn wir daheim sind», versprach er.

Zu Hause angelangt, schaute er rasch im Telefonbuch nach, ob Frei am Telefon abgeschlossen sei, aber das arme Bäuerlein konnte sich offenbar keinen Anschluss leisten und war nirgends aufgeführt.

«Du fährst morgen so rasch als möglich ins Rheintal und sprichst mit ihm», befahl mir Vater. «Solange diese leidige Sache nicht bereinigt ist, schlafe ich nicht mehr ruhig», fügte er noch bei.

Am folgenden Nachmittag hatte ich in der Schule frei. Ich radelte mit einem alten Fahrrad ins Rheintal hinunter und suchte das Bäuerlein auf. Doch zu meinem Pech war nur seine Frau zu Hause, eine kleine Greisin mit schneeweissen Haaren, die so schlecht hörte, dass sie mich erst beachtete, als ich neben ihr stand und sie anredete. Sie sass am Tisch und las im Lokalblatt. Ihre Augen schienen nicht besser zu sein als das Gehör; denn sie drückte ihre Nasenspitze während des Lesens schier auf die Tischplatte, um wenigstens die grossen Buchstaben der Todesanzeigen, die sie am meisten interessierten, lesen zu können.

«Ich höre gar nichts», teilte sie mir krächzend und fuchtelnd mit, und da ich mich nicht mit ihr verständigen konnte, schwatzte sie fortwährend vor sich hin, bis mir allmählich

bewusst wurde, dass sie vom unglücklichen Rinderhandel sprach. Sie erzählte mit Tränen in den Augen, ihrem Manne sei auf dem Markt ein Missgeschick passiert. Er habe ein Rindlein verkauft und sei dabei um zwanzig Franken betrogen worden.

Zum Glück hatte ich einen Bleistift in der Kitteltasche. Ich zog ihn heraus, und schon hatte das Weiblein erfasst, was ich andeuten wollte. Sie brachte ein Blatt Papier, auf das ich schrieb, dass Vater sich beim Handel verzählt hatte, und gab auch unsere Adresse bekannt. Sie legte das Blatt ehrfurchtsvoll auf den Stubentisch und versicherte mich mit zufriedenem Lächeln, dass sie es dem Manne nach seiner Heimkehr sofort zu lesen geben werde.

Mit erleichtertem Herzen verliess ich das Bauernhaus und trat den Heimweg an, auf dem ich mich sogar noch verfahren hatte. Die Hauptsache aber war für mich, die unliebsame Angelegenheit bereinigt zu haben und Vaters Gewissen entlasten zu können.

Zwei Tage später brachte der Postbote einen Brief des Kleinbauern, in dem er schrieb, dass es sich mit den zwanzig Franken so verhalte, wie seine Frau mir mitgeteilt habe. Der Vater schickte ihm schon eine Stunde später den Betrag und brachte damit das in Ordnung, was ihn beunruhigt hatte. Nun hellte sich sein Gesicht wieder auf und war anzusehen wie ein Feld, über dem nach einem Gewitter die Sonne leuchtet.



Allzäme i de Wält usse sind stolz uf iri Häimet. Nu mir Schwyzer settid öis schäme. Werum äigetli? Wil bi öis jedes Chind cha i d Schuel gah? Wil niemert Hunger hät? Wil d IV und d AHV funktioniered? Wil s Volch de Souverän isch? Oder äifach wil mer z wenig Ebene und z vill Berg händ? Oder wil vier Sprachegruppe zimli fridli mitenand gutschiered? S isch e Frag ane paar Kreativi.

Barbara Egli

